

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 10 (1927)
Heft: 13

Artikel: Franz Overbeck, der Atheist als Theologieprofessor : 3. Teil
Autor: E.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407408>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers:
Geschäftsstelle der F. V. S.
Postfach Basel 5
Postcheck-Konto Nr. V. 6915

Den Feind, den wir am tiefsten hassen,
Der uns umlagert schwarz und dicht,
Das ist der Unverstand der Massen,
Den nur des Geistes Schwert durchbricht.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)
Inser.-Ann.: Buchdr. Tscharnenerstr. 14a
Feldereinteilung $\frac{1}{32}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{8}$ S. etc.
Tarif auf Verlangen zu Diensten

Franz Overbeck, der Atheist als Theologieprofessor.

III. »Christentum und Kultur«.

In der »Christlichkeit der Theologie« glaubte Overbeck die äussere Gemeinschaft, die ihn noch mit den Theologen verband, nicht zerreißen zu dürfen, obschon ihm innerlich sowohl Theologie als auch Christentum längst abgestorben waren. Darum war auch dort noch seine Sprache wenn auch scharf, so doch noch nicht verletzend. Jetzt, nach seinem Rücktritt, liess er sich etwas freier gehen und machte aus seinen Sentiments und Ressentiments kein Hehl mehr. Wir haben allen Anlass zu der Vermutung, dass die Gottesgelehrten aller Richtungen ihrem Kollegen C. A. Bernoulli für die Sammlung und posthume Veröffentlichung dieser Aufsätze nicht viel Dank wissen werden.

Stellung zur Religion. Overbecks heftige Angriffe richten sich nicht so sehr gegen die Religion als vielmehr gegen die Theologie; er sucht sie daher vor seinen eigenen Invektiven gegen die Theologie sicher zu stellen. Er lässt ihr ihr Gutes, nimmt aber weiter nicht für sie Partei. »Meine theologischen Kenntnisse haben aus mir keinen Religionshasser werden lassen.« Er sieht ein sanftes Erlöschen des Christentums voraus und wünscht es auch. Wissenschaft hält er für das beste Friedensinstrument, und nichts war ihm widernatürlicher auszudenken als ein erneutes Aufflammen des europäischen Konfessionalismus.

Gott und Welt. In der entscheidenden Frage, die jetzt besonders von den modernen Theologen der Barth'schen Richtung mit aller Schärfe gestellt wird, in dem grossen Entweder—Oder: Gott-oder-Welt, stellt sich Overbeck bewusst und freudig auf die Seite der Welt. Gott hat in der Welt nichts zu suchen; nur die Theologen rücken ihn mitten in die Welt. »Sonst haben gerader Menschenverstand und höchste Weltweisheit stets entgegengesetzt gedacht. Sie haben in dem Rat an die Menschen übereingestimmt, mit Gott zu machen was sie wollen, auch an ihn zu glauben, nur ihn in der Welt, die ihn nichts angeht, aus dem Spiel zu lassen.« Liebe ist eine Angelegenheit der Welt und nicht des Gottes. »Wir können die Dinge lieben und deshalb uns darüber hinwegsetzen, dass wir sie nicht verteidigen können. Aber allerdings Liebe ist da nötig, und gibt es unter Menschen keine Weltliebe mehr, dann ist es freilich mit der Welt unter ihnen vorbei. Pfaffen werden vielleicht statt Liebe hier Religion zu setzen vorziehen. Wogegen ich sage, es ist einfach nicht wahr, dass unter Menschen die Liebe zu den Dingen aus der Religion stammt. Sie hat ganz andere und vielfachere Grundlagen.«

Kampf dem Pestherd Idealismus! Overbeck nimmt die Welt realistisch ernst, sie ist ihm harte und ernste Wirklichkeit. Das Einzelindividuum hat sich ihr zu fügen, sich in sie einzuordnen. »Für das Individuum ist die Welt nicht geschaffen, unter allen Umständen ist es nicht die Welt, die sich um das Individuum zu kümmern hat. Das Individuum soll sich in die Welt finden. Kommt es hier zu einem Konflikt, so hat das Individuum die Kosten zu tragen.« Nun gibt es eine philosophische Richtung, die das Primat des Individuums, des Subjekts, gegenüber der Umwelt verkündet, es ist der Idealismus. Ist doch für einige Idealisten die vorliegende Welt samt

allen ihren Lebewesen nur ein Erzeugnis der Sinnestätigkeit des Subjekts. Gerade gegen diese idealistische Philosophie muss sich Overbeck aus seiner realistischen Ueberzeugung heraus mit aller Schärfe wenden. »Die Idealisierung der Dinge ist die subtilste Methode, die lebenssatten Menschen erfunden haben, um den Dingen das Leben auszublenden, das Leben auszusaugen, sie vom Leben zu entleeren.« »Soll der Idealismus einmal aufhören, der Pestherd zu sein, von welchem aus sich alle Unehrllichkeit und Konfusion verbreitet, so ist er mit Rücksicht auf das Leben vor allem in seine Schranken zu weisen und ihm demnach nicht zu gestatten, dass er sich über eine so reale Grösse wegsetze, wie es im Leben der Tod ist.« Trotzdem möchte Overbeck die verschiedenen idealistischen Systeme, die gerade in Deutschland im 1. Drittel des 19. Jahrhunderts wie Seifenblasen in die Luft stiegen, nicht vermissen. Warum nicht? »An den Schiffbrüchen aller idealistischen Systeme der Welterklärung hat der rationalistische Realismus ein Erbauungsmittel, das für seine schwachen Stunden mehr als hinreicht.«

Die Theologen. Mit ihnen beschäftigt sich der Verfasser in diesem Buch ausgiebig und wenig liebevoll. In diesen nach seinem Rücktritt geschriebenen Aufsätzen fällt die letzte Maske, und unverhüllt tritt Overbeck als Gegner der protestantischen Theologie hervor; eine Gemeinschaft mit theologischen Kollegen bindet ihn hier nicht mehr, weder eine innere noch eine äussere. Hinter den überaus scharfen, oft bis zur Grausamkeit gesteigerten Urteilen zittert eine furchtbare Erbitterung, die man dem stillen Gelehrten nicht zugetraut hätte. Hat er die Theologie schon in seiner »Christlichkeit« den »wertlosesten Wortkram« genannt, so ruft er sie hier vor den Richterstuhl der Kultur und bezeichnet sie als Nichtigkeit. Er spricht offen von ihrem Schädlichkeitscharakter, er bezeichnet sie als »Bildung mit schlechtem Gewissen« und sieht nicht ein, weshalb ihr gegenüber Nachsicht und Anstand am Platze wären. Diesem Verdammungsurteil liegt folgender Gedankengang zu Grunde:

Kern und Wesen des ursprünglichen Christentums ist die leidenschaftliche Ablehnung und Abwendung von der Welt, das Abschütteln alles dessen, was nach Weltlichkeit riecht, um rein und ganz sich Gott hingeben zu können; einzig dieser Gedanke gibt dem Christentum in der Menschheit seine Bedeutung. Was haben aber die Theologen aller Zeiten und aller Schattierungen aus diesem christlichen Grundgedanken gemacht? Sie haben ihn umgebogen und verwässert und zerschwatzt, einzig und allein zu dem Zweck, das Christentum den jeweils gerade herrschenden Kulturen annehmbar zu machen, es ihnen aufdrängen zu können. Sie sind die »Totengräber der Religion«. Sie sind auch »die feigen Anbeter jeder Macht und jeden Einflusses«. Diese Gestalten, die zwischen Professor und Priester haltlos hin- und herschwanken, diese »Jesuiten des Protestantismus«, sie bringen es wahrhaftig fertig, heutzutage modern und Christ zugleich zu sein. Es gibt gewisse Urwahrheiten, ein kostbarer Besitz der Menschheit, zu deren möglichster Niederhaltung die Theologen von den Religionen angestellt sind.

Erhebt Theologie auch nur den geringsten Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, so muss sie dem Christentum gegenüber sich auf den Standpunkt der Historie stellen, das Christentum

rein geschichtlich erfassen und beurteilen. Aber gerade das »ist die Wurzel des Konflikts der Gegenwart mit dem Christentum, dass die Theologie stets modern (historisch-wissenschaftlich) gewesen ist, das Christentum aber nie, aus keinem andern Grunde, als weil das Christentum nie eine Geschichte hat haben wollen, hingegen selbst damit anfang, sich zu aller Geschichte herauszustellen, und so lange es etwas bedeutete, sich auch gegen sie gesperrt hat. In seiner heute erreichten vollkommenen Verweltlichung muss es erliegen und kann ihm keine Theologie mehr helfen, die nur das Gegenteil von dem will, was das Christentum von jeher gewollt hat.« »Wir mit unserm Urteil sind bei Troste, aber die moderne (uns umgebende) Welt ist es wohl nicht, die von modernem und historischem Christentum als ernst zu nehmenden Dingen redet.«

»Wozu sind Theologen überhaupt gut? Zu Lehrern der Moral taugen sie auf jeden Fall nicht. Zu Lehrern der Religion freilich nicht mehr. Offenbar dazu, um zwischen Moral und Religion zu vermitteln. Zu dieser Vermittlung drängen sie sich, was denn noch ihr bester Titel auf ein Bürgerrecht im Zwischenreich zwischen Religion und Moral sein mag, so zweifelhaft er ist. Die Theologen gelten für unentbehrlich, und das ist nun einmal nahezu gleichviel, als ob sie es auch wären.«

»Die Theologen sind freilich der Regel nach Christen, doch auf keinen Fall einfache Christen, sie sind im günstigsten Fall Unterhändler des Christentums mit dieser Welt, und eben darum traut ihnen auch niemand recht über den Weg.«

»Das anmassliche Beginnen der Theologie als Fürsprecherin der Religion rächt sich damit, dass sie mit ihrer immer zunehmenden Unfähigkeit, die Blöße der Religion zu decken, nur immer vollkommener auch die eigene Blöße, den Nihilismus ihrer eigenen Grundlagen, aufdeckt.«

Vae victis!

Das Religionsproblem der Gegenwart. »Solange eine Religion unter uns lebt, ist mit ihr eben auch alles in Ordnung für uns, und sie wird auch gar nicht verteidigt, weil sie der Verteidigung nicht bedarf. Ist sie aber einmal in unsere Kultur übergegangen, so ist sie als Religion tot und lebt nur vom Leben, das ihr die Kultur noch gönnt. Hat sie, die Religion, dagegen bei ihrem Volke gar keine Zeit gefunden, in den Stand einer Kultur überzugehen, so welkt sie wie eine geknickte Blume ganz von selbst dahin. Unser Christentum ist längst unter uns Kultur geworden, aber unsere Kultur fängt an, das Christentum zu verlassen, zum Beweis dafür, dass wir Menschen unsere Kultur sicherer verteidigen als unsere Religionen. Was wir zuletzt verlassen, ist nicht, was uns Illusion solange als Geschenk eines Gottes oder überhaupt einer Aussenwelt vorgestellt hat, sondern was wir uns in der Welt selbst erworben zu haben bewusst sind.«

»Die beste Schule, um an dem Dasein eines Gottes als Weltlenkers zu zweifeln, ist die Kirchengeschichte, vorausgesetzt, diese sei die Geschichte der von Gott in die Welt ge-

setzten Religion des Christentums, und es werde demnach angenommen, er habe ihre Geschichte gelenkt. Augenscheinlich hat er dies nicht getan, in der Kirchengeschichte ist nichts wunderbar, in ihr erscheint das Christentum der Welt so unbedingt preisgegeben, wie nur irgend ein anderes Ding, das in ihr lebt. Sofern dem Christentum auf dem Gebiet des geschichtlichen Lebens auch nicht Eine der Korruptionen und Verirrungen erspart geblieben ist, denen die Dinge unterworfen sind, hält die Kirchengeschichte keine Vorstellung ferner als die eines besonderen, über der Kirche waltenden Schutzes.«

»Der Gott des Christentums ist der Gott des Alten Testaments. In seiner reifen Jugend verkündeten Himmel und Erde die Ehre dieses Gottes. Kein Wunder, dass er sich allmählich zu einem Sultan auswuchs, der sich im Alter die Zeit damit vertrieb, eine Vasensammlung anzulegen und die ihm zugesandten Töpfe durch Aufnahme in die Sammlung zu »ehren«, die andern, die meisten, denn es gefielen ihm wenige, zu zerbrechen. Diese Geschichte hat Gott, wie alle seines Gleichen die ihrige, nur in den Köpfen seiner Verehrer erlebt; man denke aber bei dieser Geschichte an die der vielen kleinen Götter, die in den Köpfen der Menschen gross werden, und was aus ihnen schliesslich im Dunste des ihnen gespendeten Weihrauchs werden mag.«

»Gott und Seele — zwei Dinge, mit welchen die Theologen, moderne namentlich, wie Kinder mit ihren Puppen, mit derselben Sicherheit in Hinsicht auf ihr Eigentums- und Verfügungsrecht darüber, spielen. So werden denn diese Theologen am besten darüber befragt werden, um zu erfahren, dass sie darüber nichts wissen und auch nichts wissen können, aus dem einfachen Grunde, weil kein Mensch etwas davon weiss, Begriff und Ding in diesem Fall lediglich menschliche Erfindungen sind.«

Persönliches. »Bedenke ich, was ich jetzt weiss und zum Teil auch in meinen Papieren aufgespeichert weiss, so fühle ich mich bisweilen nicht anders als zur Befreiung der Kultur von der modernen Theologie berufen. Und doch; trotz aller Vorbereitung; bin ich nicht im Besitz der Kräfte, über den Lärm, den ich hervorrufen würde, noch Herr zu werden. Denn um etwas anderes wäre es mir nicht zu tun als um den Nachweis des finis Christianismi am modernen Christentum. Das ist für mich zu viel, zumal wenn ich bedenke, dass mir für die zu übernehmende Aufgabe jeder Stachel eines ernstesten Christen- oder Religionshasses fehlt. Es bleibt mir, soweit ich nach Trost frage, immerhin der, dass ich im grossen Kampfe der modernen Menschenwelt mit ihrer Religion nicht das erste noch das letzte Opfer bin. Mit schwachen Kräften habe ich wohl mitgestritten, aber den Sieg der mir verhüllten sogenannten Wahrheit, so viel ich absehe, nirgends verstellt.«

Feuilleton.

Zur Naturgeschichte des Teufels.

Kleine Bosheiten von E. E. Kluge.

(Schluss.)

So hat denn der Teufel endlich wieder seine wohlverdiente Würdigung gefunden, und, von der heiligen römisch-katholischen Kirche offiziell anerkannt und protegiert, entfaltet er von neuem eine eifrige Tätigkeit. Ueberall, wo frohe, freie Menschen sich tummeln, schlägt er die Werbetrommel. Daneben aber hat er, wenn anders die lieben Brüder in Christo genau unterrichtet sind, Sitz und Stimme in jeder Gesellschaft, in jeder Arbeiter-Union usw., die nicht unter geistlicher und kirchlicher Bevormundung steht, bei Streiks fungiert er im Komitee und in sozialistischen Versammlungen führt er sogar den Vorsitz. Und wir Freidenker — nun, wir sind des Teufels persönlichste Trabanten. — Und dann, dass wir die Hauptsache nicht vergessen, beschäftigt sich der Herr Satan ja auch noch immer mit den Mönchen und Nonnen und Pfarrersköchinnen, welch letzteren er in Gestalt ihres Beichtvaters zur Nachtzeit an das Bett hintreten und oft sogar in dasselbe hineinschlüpfen soll. Und da es tausende von Priestern und tausende von Priestersköchinnen gibt, ist also nicht anzunehmen, dass der Teufel in absehbarer Zeit sich dem Heere der Arbeitslosen wird anschliessen müssen. Und selbst, wenn es ihm mit der Zeit an diesbezüglicher Beschäftigung fehlen sollte, hätte er ja, nach der Lehre der Herren Geistlichen, ein Heim in jeder Familie, »wo keine Bibel ist im Haus«, wo man nicht morgens mit Gebet aufsteht und nicht abends mit Gebet zu Bette geht, wo man

keine Kirchensteuern zahlt, und wo man nicht ab und zu eine chemische Seelenwäsche vornehmen lässt.

Zum Ueberfluss bleibt dem Herrn Teufel neben seiner irdischen ja auch noch immer seine höllische Tätigkeit. Er muss dafür sorgen, dass die Seelen aller Heiden, sowie aller anderen Leute, die nicht kurz vor ihrem Tode dem Priester ein Oblatenfrühstück oder eine letzte Oelung abkaufen, prompt abgeholt und der Hölle einverleibt werden. Da nun von den rund hunderttausend Menschen, die durchschnittlich jeden Tag auf dem weiten Erdenrund sterben, kaum der zwanzigste Teil eine solche Eintrittskarte zum Himmel sich löst, so hat der Teufel jede Minute durch ungefähr sechzig Schönsteine zu fahren, um sich aus allen fünf Weltteilen seine Beute zusammenzuholen. Ausserdem aber muss er die hunderte von Millionen, die bereits in der Hölle schmoren, unter steter Aufsicht halten. Er muss dafür sorgen, dass dort beständig Heulen und Zähneklappern herrscht, und dass im »Reiche der Finsternis« das ewig brennende Feuer nicht verlöscht. Man sollte denken, dass diese vielseitige Tätigkeit des Teufels mindestens eine ebenso schwierige sein muss, wie diejenige der heiligen Dreieinigkeit, die bekanntlich über die Haare auf dem Kopfe jedes einzelnen Menschen Buch zu führen und dafür zu sorgen hat, dass ohne den Willen Gottes keine Spatzen vom Dache fallen.

Wohl sagt auch Brors an einer Stelle: »Alle Teufelsgeschichten glauben ist Aberglauben, aber alle Teufelswerke leugnen ist ein noch viel gefährlicherer Irr- oder Unglaube.« Und wir — selbst wenn wir Freidenker sind — wollen uns dieses Irr- und Unglaubens doch auch nicht schuldig machen. Denn es ist unzweifelhaft, dass es zum mindesten einen Teufel gibt. Ich selber wenigstens bin ihm schon oft genug begegnet, ja, ich begegne ihm noch jeden Tag auf Schritt und

Schlussbemerkung. Ich möchte dem Eindruck dieses wuchtigen Verdammungsurteils gegen die moderne Theologie aus dem Munde eines der gelehrtesten und tüchtigsten Theologen selbst durch keinerlei Nachträge und Bemerkungen Abbruch tun und setze nur zum Schluss einen Passus aus einem Brief Peter Gasts an Overbeck hin (Brief vom 25. Sept. 1883):

»Nietzsche kämpft direkt gegen das Christentum: damit ist er unabsichtlich ein Erhalter desselben. In Ihre Hand ist es gegeben — ohne dem Christentum wehe zu tun, ohné es zu Gegenwirkungen zu reizen — es mit der Zeit unmöglich zu machen, indem Sie das Protokoll seiner Vergangenheit aufnehmen.«

Diese prophetischen Worte gehen ihrer Erfüllung entgegen. Overbecks Gedanken leben und weben in der heute viel diskutierten Theologie Karl Barths, und hier werden sie machtvoll im Sinne unserer Bestrebungen wirken; darüber später mehr.
Dr. E. H.

Die Trennung von Staat und Kirche im Kanton Genf.

Ein geschichtlicher Rückblick, von E. E. Kluge, Zürich.

(Schluss.)

Die Diskussionen, die sich im Anschluss an die Lex-Fontana entsponnen hatten, bildeten den Ausgangspunkt zu einem Entwurf, den der Staatsrat Henri Fazy dem Staatsrat am 14. September 1906 unterbreitete, und den dieser in seiner Sitzung vom 25. September eingehend behandelte. Am 9. Oktober bereits genehmigte der Staatsrat den endgültigen Text des Entwurfes Fazy, und im wesentlichen auf seiner Grundlage beruhte das Gesetz, das am 30. Juni 1907 dem Volke zur Abstimmung vorgelegt wurde, nachdem sich der Grosse Rat in der Zeit vom 13. Oktober 1906 bis zum 15. Juni 1907 in drei langen Debatten sehr eingehend damit befasst und alle Argumente für und wider die Trennung genau erwogen hatte.

Die national-kirchlichen Kreise, namentlich die reformierte kirchliche Oberbehörde, haben sich von allem Anfang an gegen die Trennung ausgesprochen. Im Gegensatz hiezu haben 17 Pfarrer der reformierten Landeskirche zugunsten der Trennung einen Aufruf erlassen, dessen freier, fortschrittlicher Geist vom sonstigen Lamentieren dieser Kreise über »Religionsgefahr« und »Sittenverfall« erfreulich abstach und deshalb alle Beachtung verdient. Wir entnehmen dem interessanten Dokument folgende Stelle:

»Warum sollte unsere Kirche ohne staatliches Kultusbudget nicht protestantisch, national und für alle offen bleiben, welche freiwillig ihr angehören wollen? Wir leugnen nicht die ruhmvolle Vergangenheit unserer Genfer Kirche; aber wir glauben, dass sie ihre ruhmvolle Vergangenheit dem Schutze Gottes und dem Gehorsam unserer Väter verdankt und nicht der finanziellen Unterstützung des Staates.

tritt. Aber er trägt freilich keine Hörner auf dem Kopfe, und er hat auch keinen Schwanz und keine Gänse- oder Pferdefüsse, wie der biblische. Nein, er geht herum in Menschengestalt, oft nach der Mode gekleidet, oft auch im Arbeitskittel und öfter noch in der Kutte des Geistlichen. In allen Ständen und Kreisen ist er zu finden. Ich meine den Teufel, »gegen den die Götter selbst vergeblich kämpfen« — den Teufel der Dummheit, der Heuchelei — den Teufel der Dummheit, der sich jedem Fortschritt, jedem freien Forschen entgegenstemmt, der die Menschheit auf das geistige Niveau des Hottentotten und des Buschneigers zurückschrauben möchte; den Teufel der Heuchelei, der für ein fettes Jahresgehalt die Augen gen Himmel verdreht und jeden verdammt und verflucht, der nicht mit ihm die Augen verdreht, und der, im Dienste der Mächtigen stehend und mit ihrem Gelde bezahlt, den Menschen unablässig zuruft: »Darbet, schindet, schuftet, so viel ihr könnt, glaubet, gehorchet und zahlet ohne zu denken, ohne zu mucken, und ihr werdet im Himmel tausendfältig dafür belohnt werden!« — Dieser Teufel, der Teufel der Dummheit, der Heuchelei ist der einzige, den wir Freidenker kennen, und ihn wollen wir bekämpfen, wo immer er sich blicken lässt! — nicht mit Gebeten oder Rosenkränzen, nicht mit Weihrauch und Kirchenliedern, nicht mit Bibelsprüchen und Kreuzeszeichen, sondern mit dem Lichte der Aufklärung, mit den scharfen Waffen des gesunden Menschenverstandes!

„Sonntagsandacht!“

Der schweizer-argentinische Journalist Alfred Cahn schreibt im »Argentinischen Tageblatt« vom 24. April 1927:

Mexikanische Geistliche haben in der Osterwoche eines der gröss-

ten Verbrechen begangen, von denen die Chronik des letzten Jahrzehnts zu berichten weiss. Wir wollen den darauffolgenden Sonntag nicht verstreichen lassen, ohne zu diesem Text die entsprechende Predigt zu verfassen, weil wir befürchten, dass sich kein Geistlicher bereit finden wird, diese »Tat« der Nächstenliebe gebührend zu würdigen.

Die Ereignisse sind so jungen Datums, dass wir sie als bekannt voraussetzen können. Eine Banditenhorde, angeführt von drei verkleideten katholischen Geistlichen, überfiel auf der Linie von Guadalajara nach Mexiko einen Eisenbahnzug, lieferte den ihn bewachenden Soldaten eine kurze Schlacht und plünderte, nachdem sie den militärischen Schutz umgebracht hatte, den Zug, nicht ohne gleichzeitig die Mehrzahl der Passagiere zu töten oder schrecklich zu verwunden. Frauen, Kinder und unbewaffnete Männer wurden erschossen oder zusammen mit den Eisenbahnwagen verbrannt, während die Mörder und Räuber den Ruf »Viva Christo Rey!« ausstießen. Nachträglich konnte festgestellt werden, dass die Bande auf Befehl der Kurie »gearbeitet« hatte, die damit der Regierung Calles, bzw. die unter ihr herrschenden Zustände diskreditieren wollte. Der Erfolg entsprach indessen nicht den Erwartungen, denn der Plan wurde aufgedeckt und die Schuld der Geistlichkeit nachgewiesen. Nicht die Regierung, sondern die Organisation der Stellvertreterschaft Christi ist in Misskredit gefallen.

Wir gehen noch weiter. Wir wagen zu behaupten, dass die Trennung unserer Kirche nicht nur erlauben werde, das begonnene Werk fortzusetzen, sondern auch neue Fortschritte anzubahnen und eine ausgedehntere Tätigkeit zu entwickeln. Eine Kirche, die an den guten Willen aller derjenigen sich wendet, die in freier Weise sich geeinigt haben, um am Reiche Gottes mitzuarbeiten, wird eine Schule starker Ueberzeugungen und edler Opferwilligkeit werden, die dem ganzen Lande zum Nutzen gereichen wird. Wir haben hinlänglich Vertrauen in die Kraft des Evangeliums und in das gute Einvernehmen, das gegenwärtig unter uns herrscht, um darauf zu zählen, dass die neue Kirche eine grosse und schöne, nationale und christliche Kirche sein wird, deren Ehrgeiz darin besteht, am moralischen Wohle des Vaterlandes mitzuarbeiten. Bei dieser Erneuerung der Kirche haben ihre Mitglieder allein mitzureden. Die Leitung der Kirche wird künftig den Eingriffen derer, die sich ihr nicht anschliessen oder die andern Konfessionen angehören, wie Freidenker oder Katholiken, entzogen sein. Die protestantische Kirche gehört den Protestanten! Das ist es, was wir wollen.

..... Wir stellen uns nicht auf einen politischen Standpunkt. Wir empfehlen euch das vom Grossen Rate vorgelegte Trennungsprojekt, weil es uns hinsichtlich der Interessen der Kirche liberaler und gerechter erscheint, als was wir sonst für die Zukunft erhoffen könnten.«

(»Zürcher Anzeiger«, Nr. 26 vom 29. Juni 1907.)

Auch von den Radikalen wurde entschieden für die Trennung eingetreten und auf einer Parteiversammlung einstimmig folgende Resolution gefasst:

»In Anbetracht, dass es den elementarsten Forderungen des Grundsatzes der Gerechtigkeit und Gleichheit widerspricht, wenn der Staat einzelne Kultusformen unterhält und andere von seiner Unterstützung ausschliesst; in Anbetracht weiterhin, dass in jeder Demokratie, welche dieses Namens würdig ist, der Staat eine rein bürgerliche Institution ist, die in das Gebiet der Religion und des Gewissens nur eingreift, um Recht und Freiheit eines jeden zu wahren, wird beschlossen, das Gesetz über die Abschaffung des Kultusbudgets vorbehaltlos anzunehmen, um den in der Verfassung niedergelegten Prinzipien zum Siege zu verhelfen.«

Nicht weniger eifrig stellten sich auch die Katholiken wiederum auf die Seite der Trennungsfreunde, und so ist denn am 30. Juni 1907 das Trennungsgesetz bei zwar nicht einmal 60prozentiger Stimmbeteiligung mit 7653 gegen 6823 Stimmen vom Volke angenommen worden. Jedermann, auch die Freunde der Trennung von Staat und Kirche, waren von diesem Ergebnis, das tatsächlich nur mit der ausschlaggebenden Hilfe der katholischen Landgemeinden erreicht wurde, überrascht. Wir haben somit hier in Genf das famose Schauspiel, dass sich die Katholiken mit den radikalen und sozialdemokratischen Parteien verbündet haben, um die Trennung von Staat

ten Verbrechen begangen, von denen die Chronik des letzten Jahrzehnts zu berichten weiss. Wir wollen den darauffolgenden Sonntag nicht verstreichen lassen, ohne zu diesem Text die entsprechende Predigt zu verfassen, weil wir befürchten, dass sich kein Geistlicher bereit finden wird, diese »Tat« der Nächstenliebe gebührend zu würdigen.

Die Ereignisse sind so jungen Datums, dass wir sie als bekannt voraussetzen können. Eine Banditenhorde, angeführt von drei verkleideten katholischen Geistlichen, überfiel auf der Linie von Guadalajara nach Mexiko einen Eisenbahnzug, lieferte den ihn bewachenden Soldaten eine kurze Schlacht und plünderte, nachdem sie den militärischen Schutz umgebracht hatte, den Zug, nicht ohne gleichzeitig die Mehrzahl der Passagiere zu töten oder schrecklich zu verwunden. Frauen, Kinder und unbewaffnete Männer wurden erschossen oder zusammen mit den Eisenbahnwagen verbrannt, während die Mörder und Räuber den Ruf »Viva Christo Rey!« ausstießen. Nachträglich konnte festgestellt werden, dass die Bande auf Befehl der Kurie »gearbeitet« hatte, die damit der Regierung Calles, bzw. die unter ihr herrschenden Zustände diskreditieren wollte. Der Erfolg entsprach indessen nicht den Erwartungen, denn der Plan wurde aufgedeckt und die Schuld der Geistlichkeit nachgewiesen. Nicht die Regierung, sondern die Organisation der Stellvertreterschaft Christi ist in Misskredit gefallen.

Gelten nicht die Jesuiten, die Herren der Gesellschaft Jesu, als ausserordentlich geschickte Ränkespieler und Politiker? Heisst es nicht vielerorts, sie seien die Träger der Kultur, die Zivilisatoren Amerikas? Ist es nicht ihre Absicht, das Reich Christi zu verkünden und seine Lehren zu verbreiten? Sollen sie nicht Vorbild aufrecht-